

## Reformatoren urbanen Wohnens

### Vera Gloor

Architektin

Vera Gloor fährt im Oldtimer vor, Buick GS 455. Abgewetzte Lederjacke, Jeans, Piratenwomans auf dem T-Shirt, Stern auf den Schuhen, modische Sonnenbrille. Wir sind auf der Baustelle Neufrankengasse 22, Zürich, Kreis 4. In ein paar Tagen werden Dragan Vojnovic und Stefan Roth die Bar eröffnen, das »Bling«, ab fünf Uhr nachmittags stehen Lounge-Sessel bereit, nachts kann man tanzen. Die Architektin ist im Element: Bohrlärm, Radiogeplär, Staub, Farbe, Leim. Reihenweise Kühlschränke. Kupferkugellampen aus London. Die Theken mit Mosaik verkleidet, geheimnisvolle Töne in Violett-Rosa-Kupfer. Goldene Kettenvorhänge an der Wand. Den Innenraum gestaltet »Form C«; Gerry Stern pinselt letzte Striche an den Haaren einer Pop-Art-Frau, die sich über Wand und Decke kringseln.

Es war eine Nervenprobe. Ein jahrelanges Hin und Her, bis die Bank überzeugt, Feuerpolizei und »Umwelt und Gesundheitsschutz« (UGZ) zufrieden, die eigenen Zweifel verdrängt waren: »Will überhaupt jemand an den Gleisen wohnen? Noch dazu in einem Haus mit Bar?« Was treibt Vera Gloor in dieses abgewrackte Quartier? Dass sie nicht zur Gilde der First-Class-Architekten zählt, kümmert sie nicht. Dazu fehlt ihr schon das Andachtsvolle. Lieber wühlt sie sich in durchgelebte Quartiere. Architektur ist für sie mehr eine Hilfsdisziplin im übergeordneten Kapitel Lebenskunst, weniger eine separate Stilkunst. Wenn Mario Botta und Peter Zumthor ihre Bauten zu sakralen Monumenten erhöhen, dann betrachtet sie – wenn überhaupt – das Leben, das Wohnen als sakrosankt. Architektur ist nur die Ministrantin.



Bei der Einfahrt in den Zürcher Hauptbahnhof leuchtet einem der weisse Neubau entgegen. Steht man davor, wirken die Häuser rundum noch eine Spur armseliger – Restaurant Rangierbahnhof, Restaurant Schlössli, Mars-Bar. Das geduckte Schindelhaus »Tessinerkeller«, die »Räuberhöhle« in Kurt Frühs *Bäckerei Zürrer*, in der Gestrandete hockten. Die Geschichte um den bärbeissigen Bäckermeister, 1957 gedreht, gilt als erster urbaner Schweizer Film, ein Meilenstein in der Kinogeschichte.

Vera Gloor führt durch das sechsgeschossige Haus mit den asymmetrischen Balkonen. Weitläufige Wohn-Essräume, riesige Fenster, das Schlafzimmer mit Schiebetür abgetrennt, ein fester Betonkern mit Bad, WC, Dusche. Auf der Dachterrasse das Gefühl, zu fliegen, über den Gleisen zu schweben, den Tanz der Züge vor Augen, das Gekreisch der Schienen in Ohren, Üetliberg, Hinterhöfe, Gerümpelschuppen im Blickfeld. Erinnert nochmals an Kurt Früh, den Klassiker »Hinter den sieben Gleisen«, das Kleinbürger-Drama, das 1959 an der Langstrasse und im Güterbahnhof mit seinen Lagerhallen und verfallenen Baracken spielt.

Die Wohnungen sind vermietet, der Lärmschutz getestet: An einem Wochenende nach Eröffnung der Bar übernachtete Vera Gloor mit ihren Kindern im Haus, schlief um 23 Uhr ein, stand

morgens auf – keinen Ton gehört. Mit Freunden hatte Vera Gloor das Grundstück neben dem »Tessinerkeller« gekauft. Seit 1993 betreibt sie ihr Architekturbüro, seit 2004 als Aktiengesellschaft, heute mit fünfzehn Mitarbeitern. Vom architektonischen Konzept bis zur Bauleitung realisiert das Team innovative und kompromisslose Bauten. Versteht Gestaltung, Technik und Investment als vernetzte Systeme einer Bauaufgabe. »Wir betreuen unsere Kunden in sämtlichen Bauaufgaben, vom Kauf über Projektierung und Realisierung bis zur Bewirtschaftung. Architektur ist Lebensgestaltung mit allen Facetten.«

Wie wollen Leute heute wohnen? Die Frage treibt Vera Gloor um. »Viele junge Leute wären gern im Stadtzentrum zu Hause, können es sich aber nicht leisten. Doch genau sie brauchen wir, damit die Stadt lebendig bleibt. Vielleicht haben sie ganz andere Bedürfnisse als die herkömmliche Zweieinhalbzimmerwohnung, vielleicht brauchen sie gar keine Küche, vielleicht reichen Kaffeemaschine und Mikrowelle.«

Ohne Familie würde Vera Gloor in einem Appartementhaus wohnen, wie es sie früher gab, Concierge unten, das Bett einmal pro Woche frisch bezogen. Oder in einer Siedlung mit Butler, der Theatertickets organisiert und Bier in den Kühlschrank stellt. Wo die Wäsche gewaschen, Altglas und Papier entsorgt werden. »Ein fast grossbürgerlicher Luxus, wie einst, als man noch Bedienstete hatte. Sicher würde sie auswärts essen. Wer international unterwegs ist und im Stadtzentrum lebt, bewegt sich anders, hat eine andere Vorstellung von Daheimsein. Nicht nur betuchte Businessleute.

2000 bis 2004 sanierte das Büro Gloor an der Kreuzung Josefstrasse/Quellenstrasse mehrere benachbarte Häuser für unterschiedliche Bauherren. Das liess keinen Gesamtplan zu, aber die Freiheit zu experimentieren. Mit jedem Projekt (Josefstrasse 140, 142, 144 und 151) entwickelte die Architektin strukturelle und gestalterische Ansätze weiter, interpretierte die Bau-substanz neu – fiebrig auf der Suche nach zeitgemässen Wohnformen.

Ehemann Christoph Gloor erwarb mit einem Partner ein erstes Haus; noch während des Umbaus erhielt Vera Gloor den



Auftrag, das Nachbarhaus aufzustocken. Und so weiter. Sie geht vorsichtig um mit der Struktur alter Häuser, »die ja in sich stimmig sind, auch statisch«. Doch für Nummer 142, verschanzelt in den 80er Jahren, in miserablen Zustand, blieb nur die Auskernung. Die Architektin kombinierte die historische Lochfensterfassade mit grosszügigen Verglasungen im terrasierten Dachaufbau. Ein vorgehängtes Metallgewebe dient als Sichtschutz, erscheint je nach Witterung und Lichteinfall matt oder glänzend, als transparente Fläche oder geschlossenes Volumen. Die kleinteiligen Wohnungen verwandelte sie in grosszügige Grundrisse. Manche Mieter fühlten sich verloren. Deshalb kreierte Vera Gloor im nächsten Umbau Gestaltungsmöglichkeiten mit grossformatigen Schiebetüren aus farbig lackiertem Holz. Rohe Betondecken und feuerverzinkte Stahltreppen kontrastieren mit weiss verputzten Wänden und den edlen Materialien des Innenausbau: Räuchereiche am Boden, schwarze Linolfront, Chromstahl und Glas in der Küche. Die Nasszellen als raumteilende Elemente, jede in einer eigenen Farbwelt aus Glasmosaik.

Ein Wagnis war der Zwischenbau, der 142 und 144 »sowohl verbindet als auch die Eigenständigkeit der Häuser unterstreicht und den Zwischenraum neu definiert«. Stahlplattformen zwischen die Häuser gespannt, ersetzen das interne Treppenhaus, erschliessen einen gemeinsamen Aussenraum, dienen als Terrassen. »Kann man das so offen gestalten? Wird das benutzt?« Es wird. An Sommerabenden sitzen die Mieter bei einem Glas und lassen sich nicht stören, wenn der Nachbar über die Treppe läuft.

Auch die Gemeinschaftsterrasse an der Josefstrasse 151 funktioniert. Hier wohnt eine gehobene Mieterklasse, nachbarliche Kontakte nicht mehr gewohnt. »Wir möblierten die Terrasse, Liegestühle stehen bereit, der Abwart sorgt für Ordnung. Früher hockte man in den freakigen Häusern doch immer beisammen auf der Dachterrasse.«

Neufrankengasse, Josefstrasse: Vera Gloor leistet Pionierarbeit. Überzeugt Zweifler und Zauderer. Besticht in brisanten Diskussionen rund um die Stadtentwicklung mit kreativen Vor-

schlägen, ist im Gespräch mit den Planungsämtern der Stadt. Antwort auf ihre Fragen erhält sie von Mietern, über Reklamationen oder »Liebesbriefe« an eine Wohnung. Um möglichst nah bei den Mietern zu sein, will sie die Häuser selbst verwalten. »Wohnungen, die man gern hat, sind einfach zu vermieten.«

Das Aufspüren »vergessener Liegenschaften« interessiert sie mehr als Wettbewerbe. Nicht zuletzt, weil sie süchtig ist nach Geschichten, stundenlang versinkt in alten Hausakten, in Geschichten von reichen Metzgern und drogensüchtigen Töchtern, die geerbte Häuser verschachern, von Gaunern, Kultfiguren, Szenetypen. Zum Beispiel Herr K. an der Josefstrasse 142. Als die Architektin mit Baumeister, Elektriker, Sanitär die Wohnung besichtigen will, empfängt Herr K. sie im schicken Anzug – das ganze Appartement aber finden sie gefüllt mit Abfall.

Die Josefstrasse 151 ist reich an Geschichten – und der Mieterordner so kurzweilig wie amerikanische Short Storys. Da frisst die Schlange eines Mieters den Wellensittich des Fräulein Odermatt, die einen Stock tiefer wohnt. »Die Polizei nahm die Schlange mit auf den Posten und wartete auf eine Vermisstanzeige«, schreibt der Hausverwalter. »Es meldete sich niemand. Somit nehmen wir an, dass der Besitzer die Schlange nicht vermisste, was uns sehr zu denken gab. Laut Mietvertrag Art. 10 braucht es für Haustiere eine Bewilligung, die bei uns nie eingeholt wurde. Wir bitten Sie, dafür besorgt zu sein, dass die Schlangen bis Ende September 1988 entfernt werden.«

Oder Herr C., der sich bitter über den Zustand seiner Wohnung beklagt, über die Immissionen der Metzgerei, undichte Fenster, Vorfenster, die sich »in ihre Einzelteile« zersetzen und die Passanten gefährden. »Wir sind also in der glücklichen Lage, den Wind durch unsere Wohnung pfeifen zu hören. Ein Külschrank fehlt ebenso wie eine angemessene und quartierübliche Heizung. Der Belag der Badewanne fliesst mit jedem Duschen in die Kanalisation hinunter, für die Wasserhähne aus der Bauzeit finde ich bald keine Dichtungen mehr. Die Dachterrasse ist unbrauchbar, das Gelände durchgerostet.« Der winzige Keller sei nur über eine blutverschmierte Treppe zu errei-



chen. »Der entstehende Gestank gelangt bei besonderer Wetterlage bis in die Wohnung, was uns meistens an die Grenze der Übelkeit bringt. Mit Gestank, Lärm und Rauch werden wir auch vom Restaurant Schwanen reichlich beschert. Auch eine mit Stühlen und Pflanzentöpfen überfüllte Waschküche haben wir diesen zu verdanken. Leider kann ich nichts ausmachen, was eine Mietzinserhöhung von Franken 400 angezeigt erscheinen liesse. Unser Haus ist kaum quartierüblich und wenn, dann nur im schlechten Sinne.«

Wie wohnt wohl die Architektin?, frage ich mich, als wir vom Kreis 5 hinauffahren an die Krönleinstrasse 27 am Zürichberg. Hier steht die bald 100-jährige Villa, denkmalgeschützt. Daneben schimmert der futuristische Annexbau, mit dem Wohnhaus durch einen gläsernen Windfang verbunden. Eine Skulptur aus Beton, Glas, Chromstahl, scharfkantig, dynamisch in die Höhe strebend, an prominentester Stelle läuft ein grosses Fenster übers Eck. Die Ein- und Durchblicke sind sensationell.

Ist das spektakuläre Atelier ihr Werk, ihre Idee? Sie schüttelt den Kopf. »Nicht alleine. Jedes Projekt trägt auch die Hand-



schrift des Projektleiters, in diesem Fall Christian Bertschinger. Wir wollten die alten Bäume erhalten und kamen auf diese Form, auf die schrägen Wände. Der letzte Schliff ist dann doch Sache der Chefin, »stark aus dem Bauch heraus formte ich den skulpturalen Charakter des Objekts, diese Dynamik und jenen Winkel. Meine Stärke ist, eine Idee konsequent weiterzuverfolgen; da bin ich streng, greife auch ein. Es ist wie an der ETH: Studenten bringen Ideen, Ansätze, das kann auch mein Mann sein, ich nehme Anregungen intuitiv auf und mache etwas damit. Ab und zu habe ich selber eine zündende Idee, doch die Teamarbeit geht so weit, dass ein langjähriger Mitarbeiter meinte, er habe noch nie ein Projekt von mir gesehen.« Jedenfalls ist es selten, dass sie abends allein über Grundrissen brütet, nochmals von vorn beginnt. Sie sei, unbewusst, »recht dominant«, doch sie lässt sich auch vom Gegenteil überzeugen, hat null Problem, die bessere Lösung zu akzeptieren. »Wir wollen zusammen eine gute Arbeit machen.«

Dominant? Kann man wohl sagen. Sie ist der Chef. Unüberhörbar. Sie hört aber auch zu. Sie will – wie traditionell Männer – die Sache im Griff haben. Doch sie regiert dann doch nach Frauenart: nicht von oben, eher aus dem Zentrum. Sie steht nie über der Sache, stets in ihr. Sie will nicht auftrumpfen, sondern das Wohnerlebnis triumphieren lassen.

Sie denkt oft nach über die Art zu führen: »Freude an der Arbeit ist das Wertvollste. Kann ich meine Leute begeistern, gewinne ich am meisten.« Am liebsten akquiriert sie passende Aufträge für ihre Mitarbeiter, ein Projekt, mit dem Roger Zeier seine architektonische Ader ausleben, etwas Innenarchitektonisches, damit Jürg Niedermann Möbel entwickeln kann. »Ich mag jedes Projekt, aber ich will auch, dass meine Leute glücklich sind – nur dann arbeiten sie gern.« Das Begeisterungspotenzial der Chefin scheint unerschöpflich. Es braucht kein architektonisch spannendes Projekt sein. Eine Fassadensanierung kann sie genauso hinreissen. Überhaupt technische Fragen. Material, Statik, bauphysikalische Probleme. Alles interessiert sie, alles will sie verstehen. Und das Wissen im nächsten Projekt nutzen.



Vera und Christoph Gloor suchten keine Villa am Zürichberg, sie wollten mit Freunden in ein Mehrfamilienhaus ziehen. Ein Inserat lockte sie an die Krönleinstrasse, wider alle Vernunft verliebten sie sich in das ehemalige Landhaus mit Blick auf Stadt und See, kauften es vor neun Jahren mit viel Fremdkapital, renovierten respektvoll, zogen ein, platzierten nach und nach die Zeichentische für acht Mitarbeiter in den privaten Salons. Das hatte seinen Charme, auch seine Grenzen. Im Nachhinein erscheint manches »romantisch«, was nicht immer »ein Schleck« war. Doch die Architektin ist überzeugt: In diesem konfliktreichen Beruf ist die Anwesenheit von Kindern nur hilfreich.

Zurück aus der Schule, tummeln sie sich im Wohnzimmer: Leon (11), Maria (9), Chiara (8), Zara (6). »Was ist denn hier los? Ihr habt ja ein brutales Chaos angerichtet!« Farbstifte, Osterbasteleien, Löwenzahn und Bärlauch im Glas. Am Leuchter baumelt eine Riesenfledermaus aus Plastik. Den Erker füllt Zaras rosarote Barbiewelt. Eine Katze schläft in der Schuhschachtel auf Veras Pult. Sieben Katzen insgesamt, ein Hund dazu. »Alle gehören allen«, erklärt Chiara. »Wir müssen sie füttern – und tun es auch.« Chiara beschriftet gerade ihr Rechnungsbuch. Maria sucht ihr rotes Täschchen mit den Glücksbringern. Zara braucht dringend einen schmalen Ordner. »Mami, weshalb bist du da?«, fragt Leon. »Weil Franziska da ist.« – »Schaffst du jetzt hier?«, fragt Zara. »Nein, ich porträtiere Vera.« – »Was ist ein Porträt?« – »Ein Bild in Worten.« – »Was ist ein Bild in Worten?«

Heute respektieren die Kinder, wenn Vera arbeitet. Natürlich kommen sie via Büro ins Haus, verweilen bei den Lehrlingen, fragen Mitarbeiter um Rat: neugierig, kommunikativ, wohl erzogen – geprägt vom lebhaften Ambiente, den unterschiedlichen Bezugspersonen. Was ihre Mitarbeiter auszeichnet, fordert sie auch von den Kindern: Selbständigkeit, Verantwortungsbewusstsein. Jedes Kind steht um Viertel vor sieben auf und übt auf seinem Instrument: Elektrogitarre, Klavier, Violine. Der ovale Esstisch ist der Mittelpunkt für Familie und Büro, am Mittag oft dicht besetzt, manchmal halb leer. Ab und zu kochen

die Lehrlinge fürs ganze Büro. Bei schönem Wetter sitzen alle im Garten.

Der Garten, ein Paradies! Hier wirkte der Vater: Piratenschiff, Trampolin, Eisenbahn, Hängematte, Baumhaus in der alten Linde, Weiher, Feuerstelle, Puppenstube, Ping-Pong-Tisch, Basketballnetz. Zara dreht ein paar Rollerblade-Runden auf der Riesenterrasse aus Tessiner Marmor, bevor sie abzottelt in die Klavierstunde.

Zu Stefi Spinass, Veras Jugendfreundin. Mehrmals verbrachten sie die Sommertage im Haus der Familie Spinass in Uttwil, malerisch gelegen im riesigen Garten zwischen Bahngleis und See. »Als Teenager ruderten wir jeweils zum Bad für eine Glace.« Im Herbst vor zwei Jahren wollte Vera Gloor den Kindern diesen »Ort der starken Erinnerungen« zeigen, per Schiff von Romanshorn nach Uttwil fahren. Es fuhr kein Schiff mehr. »Und wir trafen ein vergammeltes »Hotel Bad.«

Im Büro Gloor geht es an diesem Tag zu und her wie im Bienenhaus. Das Telefon klingelt permanent. Viel Arbeit, zu wenig Leute. Die Architektin arbeitet voll, Christoph Gloor ebenfalls. Der Tierarzt führt mit Partnern eine Klinik in Oberentfelden und kann sich seine Arbeitszeit selber einteilen. Vera Gloor arbeitet oft abends, wenn die Kinder im Bett sind, auch am Wochenende. Beide verbringen je zwei Nachmittage mit den Kindern. In der übrigen Zeit kümmert sich Slavica um sie, die Haushälterin, bringt sie in die Schule, kocht das Mittagessen. Wenn möglich isst Vera mit den Kindern. Das nahe Büro mache sie eher »zur Alltagsperson«, während der Vater »den Bonus des Heimkehrers genießt«. Bevor sie heute Leon und Chiara abholt in der Kimura-Karate-Akademie, klingelt noch einmal das Telefon. Ein Freudenschrei: »Wir haben St. Pauli bekommen, das Haus an der Langstrasse!«

Die ganze Familie übt Karate, ausser Maria. Vera Gloor trainiert mehrmals wöchentlich – im braunen Gurt. Sie betreibt den Kampfsport in erster Linie als Entspannung. Leidenschaft ist auch dabei. Wie einst beim Theater, beim Tanz. Damit hatte Peter Marxer sie infiziert, ihr Deutschlehrer an der Kantonsschule Rämibühl. Jedes Jahr inszenierte er ein Theaterstück »auf bei-



nahe professionellem Niveau.« Vera spielte die Lysistrata in Aristophanes' Komödie, führte die Frauen Athens an, die listig den Frieden erzwingen, indem sie sich ihren kriegerischen Männern verweigern. »Ich war völlig angefressen, wie im Fieber, irrational. Es war meine ganze Welt, das Ziel meines Lebens.« Sie schrieb Aufsätze über Literatur und Theater, und spielte sie nicht selber, sass sie im Publikum. Sie hatte Glück. Der Komponist Armin Schibler bot ihr die Sprechstimme an in einer Uraufführung zur 150-Jahr-Feier der Universität in der Tonhalle. Sie erhielt die weibliche Hauptrolle in der Uraufführung von Schiblers Jugendoper »Antoine und die Trompete«.

Der Weg in die Theaterwelt war auch ein Ausbruch aus familiären Zwängen. Irène Vera Christina Kammenhuber, geboren am 4. Juni 1963, Tochter einer Schwedin und eines Norddeutschen, wächst auf mit einer älteren Schwester in Zollikerberg, in einer typischen Steinersiedlung der 60er Jahre: an Zürichs Peripherie, an der Schnellstrasse, im Schatten. Nett und distanziert, die Nachbarn siezen sich noch nach 30 Jahren. Was die junge Frau damals grässlich fand, sieht sie heute anders: das Kinderudel in der Siedlung, die unverkrampfte Sozialisation.

Die Familie lebte zurückgezogen, pflegte den Kontakt mit ein paar schwedischen Familien, alles »pflichtbewusst, streng, ordentlich«. Wichtig war, die Form zu wahren. »Irgendwo ist das noch in mir drin.« Die Mutter Malin Fogelberg stammte aus gutem Haus, bis die Familie in der Weltwirtschaftskrise alles verlor – und sehnte sich ein Leben lang nach Schweden, familienverbunden, vergangenheitsdurchdrungen. Deshalb fuhr die Familie jeweils am Abend des letzten Schultags mit dem Nachtzug nach Schweden und reiste in letzter Minute zurück. Deutschland blieb Malin Fogelberg suspekt. Vera war zehn, als der Vater eine Professur für Baustatik in Aachen annimmt. Vera freute sich jeweils auf Vaters Rückkehr jedes zweite Wochenende.

Anders als in Stefis Familie, »wo man Kunst lebte«, sind ihre Eltern auf konventionelle Art kultiviert. An den Theaterfimmel der Tochter glauben sie nicht ernsthaft, legen ihr zwar keine Steine in den Weg, raten aber zu einer seriösen Ausbildung.

Nach der Matura verlässt Vera das Elternhaus, jobbt als Sekretärin für die Beraterfirma McKinsey, frönt ihrer Leidenschaft. Nicolas Baerlocher, Chef des Zürcher Präsidialdepartements, beschäftigt sie am Theaterspektakel. Noch weht der Pioniergeist, nichts ist etabliert, alle machen alles. Vera, initiativ, kreativ, betreut den Billettverkauf, schiebt »Zeltwache«, jahrelang, lässt kein Theaterspektakel aus. Sechs Jahre führt sie eine Bar, baut schliesslich eine eigene, aufklappbar – eines der ersten architektonischen Projekte. Die bacchantische Brücke zwischen Theater und Architektur als eine Schlüsselstelle ihrer Karriere.

Am Theaterspektakel begegnet Vera Gloor dem neuen deutschen Tanztheater; sie erinnert sich an »Rosas danst Rosas« der flämischen Choreografin Anne Teresa De Keersmaeker. Schaut sich all die experimentellen Stücke an – und verpasst den Zug für eine konventionelle Schauspielausbildung. Nach zwei Aufnahmeprüfungen in Deutschland weiss sie: »Das klassische Theater ist nichts für mich.«

Sie studiert Theaterproduzentin in Göteborg. Schweden, USA-orientiert, bietet von Theaterpädagogik über Theatergeschichte bis zur praktischen Umsetzung alles an. Bühnenbild interessiert sie, Licht, Technik. Tanz begeistert sie: »Das Beschreiten eines Raumes faszinierte mich total.«

Doch eines Tages ist das Fieber erloschen. Sie, die am liebsten auf der Bühne steht, verkrampft sich. »Das erwachende selbstkritische Bewusstsein blockierte mich.« Innerhalb weniger Stunden entscheidet sie, Architektur zu studieren, packt die Abschlussarbeit (ein Tanzthema) in den Koffer, kehrt zurück nach Zürich. Eine Frau der spontanen Entschiede. Christoph Gloor lernte sie am Theaterspektakel kennen und heiratete ihn drei Wochen danach. Das erste Kind kam zehn Jahre später, auch ein Spontanentschluss. Nach der Bühne blieb nicht einmal die Sehnsucht. »Öffentliche Auftritte sind noch heute nicht mein Ding.«

Freunde und Bekannte sind konsterniert. Für Vera Gloor ist der Weg plausibel »von der Schauspielerei über Veranstaltungsarchitektur zum währschaftigen Bauen. Vom Beschreiten des Raumes im Tanz zur Gestaltung von Räumen.« Absolvierte



die angehende Theaterproduzentin nicht ein Bühnenbild-Praktikum im Theater Neumarkt? Drehte später ein Video über Santiago Calatrava? Baute die aufklappbare Bar fürs Theaterspektakel? Kreierte mit Lichtgestaltern eine Wanderausstellung des Landesmuseums? Gestaltete die Ausstellung »Standardhäuser« im Museum für Gestaltung?

Sie studiert an der ETH Zürich bei Hans Kollhoff (\*1946), der damals noch »experimentell arbeitete«. »Er forderte uns enorm und verfolgte seine Konzepte konsequent bis zum Eins-zu-eins-Massstab. Wir übten den Umgang mit innovativen Materialien, lernten, wie man fügt, schichtet, etwas einhüllt, eine Ecke löst, einen Sockel, einen Dachabschluss, ein Fenster, eine Türöffnung. Ich bin ein totales Kind von Kollhoff. Was viele irritiert. Ich glaube zu verstehen, weshalb er scheinbar reaktionär geworden ist. Die Freude am konstruktiven Detail, etwa den Reliefs klassischer Steinfassaden, förderte sein Interesse an einer historischen Architektur. Ich sehe das selber bei unserem alten Haus mit den vielen klugen Details. Die klassische Architektur bietet sensible und pragmatische Lösungen – bis zur Sockelleiste. Ich kann in Begeisterungstürme ausbrechen über eine Sockelleiste.«

Heute sucht man noch immer nach der »absoluten Bündigkeit«. Vera Gloor versteht es nicht: »Für jedes Material gilt eine andere Toleranz. Betoniert wird mit einem Zentimeter Toleranz, Metallschlosser arbeiten mit Millimetertoleranz. Konzeptioneller Unsinn, Beton und Metall auf dieselbe Flucht bringen zu wollen. Die Kittfuge kann nicht die Lösung dieser Begegnung sein.« Noch hört sie Kollhoff: »Silikon ist kein Detail.« Seine Antrittsvorlesung kennt sie »auswendig«, sie beginnt mit einer hübschen Geschichte: Im Gang vor Kollhoffs Büro stand eine Stütze. Irgendwann hörte er ein Rauschen, stutzte, schaute genauer hin und merkte: Das ist gar keine Stütze, das ist ein verkleidetes Leitungsrohr. Ein Graus. »Über den physischen Bezug zu Material und Detail und die konzeptionelle Konsequenz daraus habe ich bei Kollhoff sehr, sehr viel gelernt. Nur seinetwegen bin ich so streng mit der Konsequenz des Konzepts. Man kann ein Gebäude zum Fliegen bringen – oder zum Sinken, je

nachdem, wie der Sockel gelöst wird, die Balkone, die Form insgesamt. Die konstruktive Umsetzung ist das eine Ende der Geschichte, das andere ist das »funktionale Szenario«, die Bewegung, der Raum, die Atmosphäre, die ich schaffen möchte, der Inhalt der Geschichte.«

Als Stipendiatin an der Harvard University in Cambridge begegnet Vera Gloor Diane Lewis von der New Yorker Cooper Union, der Frau mit dem »extrem physischen Bezug« zu Architektur. Sie empfindet ein Gebäude als körperliche Struktur, einen Schnitt durchs Gebäude als brachial, als Schnitt durch den Körper. Sie spricht der Jungarchitektin aus dem Herzen: »Auch ein Schnitt muss eine Ausstrahlung haben.«

Nach dem Diplom arbeitet Vera Gloor in Berlin, im deutsch-britischen Atelier von Matthias Sauerbruch und Louisa Hutton, berühmt für ihre innovative Architektur. Sauerbruch, ein Kontrahent Kollhoffs, stellt Vera Gloor für einen Wettbewerb ein, bei dem Kollhoff in der Jury sitzt. Es geht um das Abgeordnetengebäude neben dem Reichstag, »ein Riesenmegateil, ich durfte es so gut wie selber machen«. Trotz anonymer Eingabe hat Kollhoff wohl vermutet, aus welcher Küche der Entwurf kommt. Er gefällt ihm, er bekommt einen Preis. »Typisch für Kollhoff, er konnte über seinen Schatten springen.« Vera Gloor lebt gern in Berlin, liebt die sinnlich farbenfrohe Architektur von Sauerbruch/Hutton, die das Erbe der Moderne zwar verpflichtet, dieses aber nicht dogmatisch interpretiert.

Vera Gloor, Assistentin bei Marc Angélil an der ETH zwischen dem ersten und zweiten Kind, verbindet in der Theorie Tanz und Architektur. Lässt die Studenten eigene Bewegungsnotationen entwickeln am Beispiel des ungarischen Tänzers Rudolf Laban (1879–1958), dessen Tanzschrift weltweit zur Analyse von Bewegung genutzt wird. Der Choreograf und Tanztheoretiker gehört mit seiner raumrhythmischen Bewegungslehre zu den wichtigsten Anregern des Deutschen Ausdruckstanzes, gründete während des Ersten Weltkriegs auf dem Monte Verità eine Schule und beschäftigte sich nach der Flucht vor den Nazis in Manchester mit der Optimierung von Bewegungen in Arbeitsabläufen.



Die Möglichkeit einer akademischen Laufbahn bringt Vera Gloor im Sommer 2006 in Zwiespalt. Auf der einen Seite reizt sie die konzeptionelle Auseinandersetzung (»im Alltag fehlt dazu der Atem«), andererseits schreckt sie der Rückzug an die Universität (»die sechzig Prozent würden hundert bedeuten«). Tag und Nacht arbeiten, abgeschnitten von ihren Projekten, vom Bauen, von den Gesprächen mit den Mitarbeitern. »Mama, mach es nicht«, bittet Leon. Sie macht es nicht: »Lieber als forschen, poste ich Häuser im Kreis 4.« So wichtig sei ihr die Karriere nicht. »Ich bin schon ehrgeizig, aber die Vorstellung, ein berühmter Architekt zu werden, hat mich nie interessiert.« Sie freut sich über Erfolge, freut sich, wenn ihre Häuser gefallen. Den Alltag bereichern andere Dinge: das Arbeits-Familien-Konglomerat an der Krönleinstrasse, mitten drin und an erster Stelle die Kinder.

Sie schlafen, als wir uns zum zweiten Gespräch treffen. Christoph Gloor hat eben den flandrischen Hirtenhund gebadet und will noch schnell bei Stefi die Katzen impfen. Vera Gloor trägt ein bauchfreies T-Shirt, originelle Jeans, ausgefallene Schuhe. Sie mag verrückte Sachen, befreit sich – »langsam im reifen Alter« – lustvoll aus Konventionen. Für eine Präsentation zieht sie sich gern »anständig« an, kann durchaus mitspielen, aber der Anzug muss zumindest ein schräges Element haben und das edle Hemd Totenkopfkнопfchen, die erst auf den zweiten Blick zu sehen sind.

Geht Vera Gloor ins Theater? Liest sie Bücher? Weder noch. Sie erinnert sich, wie sie als Kind in Antiquariaten rumstöberte, weniger eine Leseratte, eher eine Bücherfetischistin. Sie musste sie haben, anfassen, ansehen. Ein Glücksgefühl heute, mal ein *Schöner Wohnen* durchzublättern, ein Highlight, nachts um zehn Uhr eine Stunde Zeitung zu lesen, einen Moment für sich zu ergatteren. Dieses Jahr ist es »vielleicht dreimal gelungen«. Sie spielte als Mädchen intensiv Klavier und wurde nur nicht Pianistin, weil Freundin Stefi besser war. »Abends eine halbe Stunde Klavier spielen zur Entspannung, das ist ein Ziel.«

Die Vorsätze sind gefasst: Fachliteratur lesen, intern und extern an Diskussionen teilnehmen. »Ich bin in den letzten Jah-

ren in den Pendenzen versoffen. Aber ich kann nicht für Leute bauen, ohne zu wissen, was sie beschäftigt.« Deshalb wird sie das Atelier in den Kreis 4 erweitern – aus Platznot an der Krönleinstrasse, aber auch, um am Puls zu sein. »Ich muss rauskommen aus meinem Arbeitswahn.«

Arbeitswahn? Am 20. April 2007 gründete Vera Gloor die Immobilien AG, sie will »einen halben Fuss« im Bereich Investment haben. Vielen privaten Anlegern ist das emotionale Element in diesem Geschäft wichtig; sie suchen die Nähe zu den Häusern, in die sie investieren, wollen teilnehmen an der Stadtentwicklung. »Wahnsinnig spannend« findet sie, den Bogen zu schlagen zwischen wirtschaftlichen Beengungen und innovativen Höhenflügen, den Bedürfnissen der Anleger und der Mieter. Wohltätigkeitsprojekte interessieren sie nicht, dafür ist sie zu sehr Geschäftsfrau, gewohnt, Kosten und Termine unter Kontrolle zu halten. »Dank Kreativität bringen wir viele Projekte zum Rentieren. Wir bieten Lösungen, nicht bloss Materialideen. Kreativität und Kosteneffizienz haben durchaus miteinander zu tun.«

Ob Bühne oder Baustelle, die Leidenschaft ist dieselbe. Vera Gloor hat »ein enormes Fieber im Arbeiten«. Im Kreis 4 warten mehrere Projekte – nicht zuletzt der »Tessinerkeller«, die »Räuberhöhle« hinter den sieben Gleisen. Keine Architektin, die am Zeichenpult sitzt. Sie will die »ganze reale Welt« vom Abbruch bis zur Einweihung. Den Staub, den Lärm, die Geschichten. Sie will gemeinsam mit anderen etwas errichten, mit ihrem Team, mit Handwerkern, die ihr Metier verstehen. So sehr sie Lehre, Theorie, Konzept fesseln, so sehr begeistert sie die konkrete Ausführung, der »Charme des Pragmatismus«, die Gratwanderung in der Auseinandersetzung mit dem Möglichen; »das Einfache kippt so schnell ins Banale«. Am Schluss jedoch sollen alle zufrieden sein. Ein gutes Verhältnis mit der Bauherrschaft ist ihr ebenso wichtig wie die Architektur: »Gestaltung ist nicht alles.«